Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 7 (1994)
Heft: 12

Artikel: Die Architektur geht alle an
Autor: Medici-Mall, Katharina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-120037

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Architektur geht alle a

Illustration: Markus Fessler

Peter Meyer war der bedeutendste Schweizer Architekturkritiker und Kunsthistoriker der populärwissenschaftlichen Richtung im 20. Jahrhundert. Seine klaren, oft polemischen Texte waren bei einem grossen Publikum beliebt, weil sie lesbar waren.

Warum schreibt ein Architekt über Architektur? Weil er seine eigenen Werke vorstellen will. Das kann ganz banal in Form einer Bürobroschüre für Kundenwerbung oder komplex in Form einer Architekturtheorie geschehen. Oder ein Autor schlägt für einen Stil im Werden eine Bresche. Er übernimmt in diesem Fall die Rolle des Stabstrompeters irgendwelcher Garden, was nicht unbedingt eine militante Sprache nötig macht. Viel wichtiger ist eine Sprache, die sich absetzt und die eigene Garde als Elite und ihren Stil als die einzig wahre kommende Baukunst auszeichnet. Dieses sprachliche Sich-Absetzen und Sich-Auszeichnen ist heute beliebt. So sehr, dass man annehmen muss, die Worte Elite und Stil seien nicht mehr anrüchig. Lesbarkeit ist nicht das Ziel, denn man schreibt ja nur für den eigenen Zirkel. Wenn ein Autor namens Daniel Kurjakovic in der Zürichsee-Zeitung Daniel Libeskinds Berliner Museumsprojekt «eine Art Amalgam zwischen einer Existentialkritik à la Heidegger und einer Form sozialer Pragmatik» nennt und darin «eine konkrete bauliche Leere» erkennt, die sich «als aufgeladene Absenz» dem Besucher fragend entgegenstellt, dann wirbt er nicht um Verständnis, sondern er liefert den Zirkelbeweis. Seine Sprache über die Köpfe der Leser hinweg erinnert an das raunende Pathos des George-Kreises zu Beginn des Jahrhunderts. Sie ist natürlich anders, und vor allem zehrt sie von viel weniger Substanz, aber sie ist ebenso modisch und ungeniessbar wie die Sprache der Bildungshüter von damals.

*

So kompliziert und unverständlich die Sprache, so einfach ist die Strategie dieser Autoren; sie gleicht der Werbung für einen Markenartikel. Zuerst braucht der Autor ein Feindbild, auf dessen Hintergrund sich das eigene Produkt um so strahlender abhebt, gleich dem Slogan: Persil wäscht weisser. Die Dekonstruktivisten zum Beispiel polemisieren mit Vorliebe gegen Venturis Common Sense. Aber auch auf die Verpackung kommt es an. Am besten verkauft sich das Neue wie zu Palladios Zeiten mit der Legitimation durch die Architekturgeschichte. Mittels einer manipulierten Geschichte wohlverstanden, schliesslich ist der Autor Partei und ergreift Partei für und gegen etwas. Diese Texte sind Manifeste, deren Qualität zwischen simpler Bürowerbung und Palladios vier Büchern variiert. So warb um die Jahrhundertwende Hermann Muthesius für die Neugotik beziehungsweise das englische Haus und polemisierte gegen den Neuklassizismus, und sein Widersacher Friedrich Ostendorf tat das Gegenteil. Zu solchen architekturgeschichtlich verbrämten Manifesten waren auch Kunsthistoriker imstande, allen voran Nikolaus Pevsner und Sigfried Giedion, die für das Neue Bauen und gegen den Stilpluralismus des 19. Jahrhunderts kämpften. Die Verletzung der Sorgfaltspflicht als Historiker nahm ihnen die grosse Leserschaft der Bücher Pioneers of the Modern Movement und Space, Time, Architecture erstaunlicherweise nicht übel. Oder als letztes Beispiel mögen die Namen Charles Jencks und Heinrich Klotz genügen, die sich für die «gute» Postmoderne und gegen die «böse» Moderne einsetzten.

*

Eine andere Gruppe von Autoren bemüht sich um eine öffentliche Meinung über Architektur. Nicht zensurieren und dem Leser die eigene Wahl aufdrängen, sondern ihn als mündig ansehen und zu einem eigenen Urteil fähig erachten, betrachten sie als ihre Aufgabe. Es ist die neutrale des Cicerone: Das ganze Panorama der zeitgenössischen Tendenzen darlegen, als Fachmann interpretieren und werten, aber die Wahl dem Leser überlassen, nachdem er auch die Gegenmeinungen zur Kenntnis genommen hat. Diese Aufgabe erfordert statt Parteilichkeit Objektivität und statt eines Fachjargons eine allgemein verständliche Sprache. Wen diese Aufgabe heute noch interessiert, der lese die Texte Peter Meyers. Sein hundertster Geburtstag am 14. Dezember ist hier der Anlass, an ihn zu erinnern.

Zum 100. Geburtstag von Peter Meyer (1894-1984)

Peter Meyers grosse Zeit als Kritiker waren die Jahre von 1930 bis 1942, wo er Redaktor der Zeitschrift Das Werk war. Bevor es andere Kunstzeitschriften wie das Du gab, war Das Werk die einzige deutschsprachige Zeitschrift der Schweiz, die zugleich über Architektur, bildende Kunst, Kunstgewerbe, Design und Photographie orientierte. Am Horizont seiner humanistischen Bildung und seines beneidenswert grossen historischen Fachwissens mass Peter Meyer die dreissiger Jahre und wurde so zu einem ihrer interessantesten zeitgenössischen Interpreten im deutschen Sprachraum. Statt die Widersprüche der dreissiger Jahre zu retuschieren, hob P. M. – so sein journalistisches Kürzel – sie erst recht hervor. Sein Credo: Die moderne Gesellschaft ist zu widersprüchlich, als dass sie noch einheitlich marschieren kann, weshalb die Idee des Einheitsstils überlebt ist. Den Freunden des Neuen Bauens, die diesem Traum des Gesamtkunstwerks weiter nachhingen, erklärte er seine Meinung in lakonischen Sätzen wie: «Es ist nämlich ein Vorurteil zu glauben, jede Epoche könne nur ein Gesicht haben und müsse nach einer Formel aufgehen.» Mit dem Pluralismus und Historismus stand er nicht auf Kriegsfuss. Seine Erklärung in dem wichtigen Werk-Artikel «Situation der Architektur 1940» lautet: «Aber nur keine Angst vor Wörtern! Historismus bedeutet bewusste Bezugnahme auf Vorhandenes, und sonst gar nichts. Über die Art dieser Bezugnahme und die Qualität ihrer Ergebnisse ist damit nichts ausgesagt. Im Begriff des Historismus hat sowohl die dumme Nachahmung, die geschmacklose Verballhornung und die industrielle Ausbeutung bestimmter historischer Stilformen Platz, wie auch jede Art pietätvoller Anknüpfung, organischer Weiterentwicklung geistreicher Pointierung. Um ein unverfängliches Beispiel zu nennen: nicht nur die ganze römische Kunst, sondern auch der romanische Stil ist ein historisierender Stil gewesen, d. h. beide haben bewusst an vorhandene Formen angeknüpft und dann daraus eine spezifische Modernität entwickelt, die alles andere war als stupide Nachahmung. Und darauf, auf die Entwicklung einer spezifischen Modernität auf der Grundlage der kulturellen Tradition kommt es an – von Stilimitation war in meinem Aufsatz an keiner Stelle die Rede.» Beim Erläutern solch komplizierter historischer Zusammenhänge blieb er immer am Rande der Begriffe. So bewahrte er sich eine Sprachsinnlichkeit, die beim begrifflichen Sezieren auf die Knochen verlorengeht. Im Abstrakten konkret bleiben, Assoziationen einflechten und dem Leser Erholungspausen gönnen, sind Grundzüge der volkstümlichen Rede. Auf diese Art gelang P. M. eine klare Sprache, die an Gotthelf erinnert. Ebenso einfach, klar und unterhaltsam verstanden es die Historiker Edgar Bonjour oder J. R. von Salis, ein grosses Publikum anzusprechen.

*

Das ist Populärwissenschaft nach dem Vorbild eines anderen grossen Schweizers aus dem vorigen Jahrhundert. Jacob Burckhardt, der mit der Kultur der Renaissance in Italien und der griechischen Kulturgeschichte den bürgerlichen Bücherschrank eroberte. Er schrieb 1842 dazu: «Ein Gelübde habe ich mir gethan: mein Leben lang einen lesbaren Styl schreiben zu wollen, und überhaupt mehr auf das Interessante als auf trockne faktische Selbständigkeit auszugehen.» Ein gutes populäres Buch schreiben, bewertet P. M. deshalb als eine nicht weniger schwierige, wissenschaftlich nicht weniger verantwortungsvolle und dankbare Aufgabe, aber eben nur, wenn der Verfasser eine Spielregel einhält, nämlich die Kenntnis der Wissenschaft für sich und nicht für den Leser voraussetzt. Von Texten, die mit Anmerkungen überfrachtet sind, hält er nichts: «Wozu der ungeheure Aufwand unendlicher Zitate, Definitionen, Nachweise aus der gesamten kunstgeschichtlichen, philosophischen, psychologischen, naturhistorischen Literatur? Die emsige Belesenheit und die Skrupellosigkeit, keinen Autor um seine Gedankenblitze zu betrügen, in allen Ehren, aber man schreibt Bücher doch eigentlich für solche, die sich für ein Thema interessieren, das sie noch nicht ganz durchschauen; man möchte ihnen helfen, ihnen die Arbeit des Selber-Denkens beileibe nicht ersparen, aber erleichtern, den Weg weisen. Wenn nun aber so ein Suchender diesen schwer gepanzerten Apparatus criticus zu sehen kriegt, bekommt er einfach Angst, und wenn er sieht, dass so ungeheure Gelehrsamkeit zum Architekturverständnis gehört, wird er klein und bescheiden von vornherein darauf verzichten, jemals den gelehrten Herren folgen zu wollen. Das ist natürlich ein schrecklich unwissenschaftlicher Standpunkt – zugegeben –, mir scheint aber, ein guter Gedanke sollte aus sich selber evident sein und nicht so vieler Eideshelfer bedürfen, denn im Grunde ist Architektur doch eine elementare Sache, dass sich auch einigermassen elementar darüber sollte reden lassen.»

*

Nur so hoffte P. M., eine öffentliche Meinung über Architektur bilden zu können. Er nahm sich viel vor, nachdem nicht nur die bildende Kunst hoffnungslos ins l'art pour l'art, sondern auch die Architektur im Jugendstil ins Esoterische und im Neuen Bauen ins Technisch-Rationale abgeglitten war. Es ging ihm aber nicht wie später der Popart darum, die Kluft zwischen Elite- und Massenkultur zu schliessen. Um die Masse kümmerte er sich nicht. Wie schon Jacob Burckhardt schrieb auch er unbeirrt für den gebildeten Leser aller Berufe. Den abschätzigen Begriff Bildungsbürger passt nicht zu seiner Umgebung. Einem Ingenieur die Stilwahl seines Hauses erleichtern, ihm die Reformbewegung um das englische Haus oder das Neue Bauen erklären, die Vorzüge dieser zeitgemässen Sachlichkeit gegenüber dem falsch verstandenen Heimatstil darlegen, war sein Anliegen. Ihn mit Heidegger abschrecken oder in eine wissenschaftliche Abhandlung über Semiotik verwickeln, um ihm zu erklären, warum jede Bauaufgabe ein charakteristisches Gesicht haben sollte, gehört nicht zu diesem Ziel. Denn Architektur ist seiner Meinung nach die alltäglichste Sache, «die jeden Menschen angeht wie seine tägliche Nahrung und Kleidung; man muss also mit allen Mitteln versuchen, die Architektur-Eindrücke mit den anderen ganz banalen Erlebnissen des täglichen Daseins zu verknüpfen. Wenn man in gewählter Diktion eine Sache möglichst wissenschaftlich abhandelt, so hat kein Mensch das Gefühl, dass sie ihn persönlich angeht, und so muss man eben drastisch reden, und sei es im Stil eines Abraham a Santa Clara.»

Katharina Medici-Mall